



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

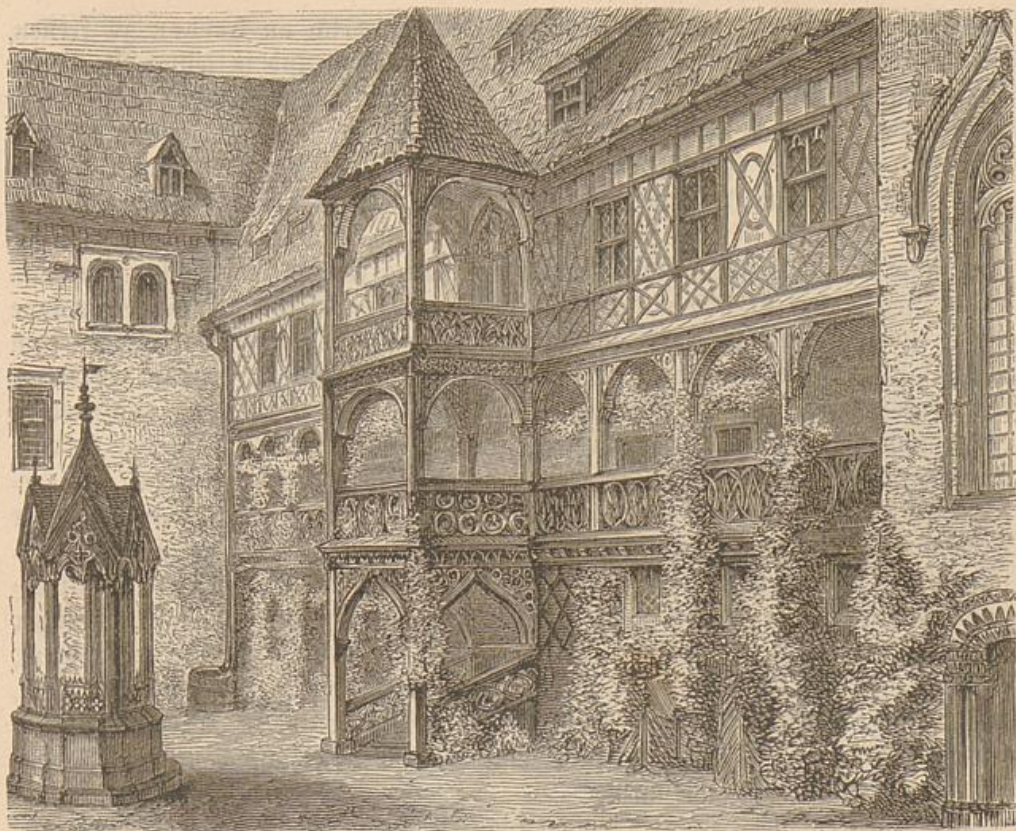
Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

Einleitendes. - Von Rudolstadt nach Schwarzburg.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040



Der Fürstenbau in der Feste Koburg.

Einleitendes. — Von Rudolstadt nach Schwarzburg.

Einleitendes. Vergleich der verschiedenen Gebirgsformationen in Mitteldeutschland: Porphyr und Granit im Thüringer Walde, Grauwacke im Harz, Schiefer am Niederrhein u. s. w. — Der Zug des Thüringer Waldes. — Der Rennsteig. — Die alte Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken. — Von Rudolstadt nach Schwarzburg. Rudolstadt und die Heidecksburg. — „Fürstenblut für Dshjenblut!“ (Gräfin Katharina und Herzog Alba). — Schiller in der Glodengießerei zu Volkstedt. — Das Schwarzathal. — Schloß Schwarzburg. — Das Borkenhäuschen auf dem Trippstein.

Wie seiner Zeit in Deutschland der Streit über Goethe und Schiller und über den Vorzug des einen oder des andern nicht bloß zum guten Ton, sondern geradezu zur Schätzung der Bildungsstufe gehörte: so oder doch in ähnlicher Weise pflegt heutzutage namentlich die anwohnende Jugend über „Thüringer Wald oder Harz“ zu streiten. Goethe meinte, die Deutschen sollten nicht streiten, ob Schiller, ob Goethe größer sei, sondern sie sollten sich freuen, daß sie zwei Männer hätten, über die es sich verlohnte zu streiten. Nun wohl, so sollen auch die Norddeutschen sich freuen, daß sie zwei Gebirge haben, um die sich's verlohnt zu streiten, und sollen nicht — denn das ist der Sinn des Goetheschen Wortes —

das eine herabsetzen, um das andre zu heben. Sich an beiden zu freuen, ist die Forderung, jedes in seiner Art gelten zu lassen und in seinen Vorzügen anzuerkennen; und so soll man sich hüten, zu denken, der Thüringer Wald könne nicht schön sein, weil er nicht ist wie der Harz, oder der Harz könne es nicht sein, weil er anders ist als der Thüringer Wald.

Daß eine solche Verschiedenheit da ist, kann denen am wenigsten entgehen, die einer wirklichen Freude am Gebirge fähig sind. Die eigentümlichen Linien, überhaupt die Eigenart landschaftlicher Gestaltung kommt zwar nicht allen zum Bewußtsein, aber sie dringt doch ins Gefühl ein und bildet da die Grundlage der Freude. Der Eingeweihte schaut tiefer hinein; wie der Weintrinker in dem Nebensaft, den man ihm vorsetzt, den Boden durchschmeckt, so erkennt der Bergkenner in der Formation des Gebirges die Bausteine der Schöpfung, aus welchen es zusammengesetzt ist; diese Bausteine, welche nach der Zeit, in der sie entstanden, und nach den Kräften, die sie ans Licht gefördert, verschieden, die erfreuende Mannigfaltigkeit der Gebirgslinien bewirken. Und so liegt unsrer Freude am Gebirge eine große und gewaltige Geschichte zum Grunde, die Geschichte des Weltbaues, durch welche die Erdoberfläche ihre heutige Gestalt erhalten hat. Ein Vergleich mag das anschaulich machen. Rom ist ein genussreicher Aufenthalt durch seine ruhm- und glanzreiche Geschichte; wer sie nicht kennt, ahnt sie doch in den Trümmern, die ihn umgeben, und in den Trümmerschichten, auf denen er dahinwandelt; so ahnen wir in unsrer Freude am Gebirge zugleich seine Geschichte, und die Männer der Wissenschaft suchen auf den Grund dieser lebhaften Freude durchzudringen.

Sie lehren uns, der Thüringer Wald sei aus einer Borste der Erdrinde entstanden, aus welcher die glühende Masse des Erdinnern hervordrang und, an der Oberfläche erhärtend, den Hauptkamm bildete, während die Ränder der Borste, gleichfalls sich hebend, zu Nebenkämmen wurden. Größere Eisflächen zeigen uns allwinterlich etwa denselben Vorgang. Die Eiskruste birzt, und durch die Borste dringt das Wasser, um, sich auflagernd, zu gefrieren; die scharfen Ränder aber schieben sich ebenfalls empor.

Die so entstandene plutonische Erhebung der Bodensfläche gab nun eine günstige Gelegenheit für Niederschläge des Meeres, und Neptun beeilte sich, diese Gelegenheit zu benutzen, um auch seine Schuldigkeit an dem Aufbau des Gebirges zu thun. Er wirkte diese Anlagerung von Grauwacke, die hauptsächlich den südöstlichen Teil des Gebirges bildet, und die auch ihrerseits erst durch das innerirdische Feuer zu dieser Gebirgsmajestät erhoben ist, die wir an der Umgegend von Schwarzburg zu bewundern pflegen.

Sein eigenstes Gepräge aber erhielt der Thüringer Wald erst durch spätere plutonische Bildungen, welche den Granitstock des Gebirges durchbrechen und so sich dem Ganzen als Krone aufsetzten. Porphyr heißt dieses krönende, das Gebirge auf seiner Höhe vollendende Gestein. Dasselbe trägt mehr als der Granit Spuren einer gewaltsamen Eruption und bildet so nicht bloß die höchsten Berge, sondern auch die schroffsten Felsen und die spaltenähnlichsten Thäler des Thüringer Waldes. „Wer aus dem Felsenthale bei Tabarz“, sagt Cotta, „den Inselsberg überschreitend, in das Drusenthal bei Herges wandert, wird sicher den Unterschied der schroffen, zackigen, vielklüftigen Porphyrfelsen gegen die weitgerundeten Berg- und Felsformen des Granites nicht übersehen, die hier wie

Edelsteine aus grüner Fassung hervortreten, während dort ihre (der Porphyrfelsen) dämonischen Formen den dunklen Nadelwald als schroffe Zacken durchbrechen.“ In solchem Unterschiede, ich wiederhole es, kündigt sich unserm Gefühle die Geschichte des Gebirges an; und wir genießen im Anschauen nicht mehr bloß das gegenwärtige Bild, sondern auch die Wandelungen und Kämpfe, durch die es im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende geworden ist.



Der Thorstein.

Als Porphyrgebirge steht der Thüringer Wald einzig da unter den Gebirgsformationen Mittel- und Norddeutschlands. Der Harz, der sich ja von selbst zum Vergleich darbietet, besteht aus Grauwacke, aus welcher sich die beiden Granitinseln, die des Brockens und die des Rammberges (Viktorshöhe), erst später hervorgehoben haben.

Den Charakter gibt die Grauwacke, den Charakter des Massengebirges, das, wenn auch durch tiefe Flußthäler einigermaßen gegliedert, doch seine Plateauart nirgends ganz verliert. Daher ist eine Harzreise vorherrschend ein stetiges Wandern auf der Höhe, deren man sich oft, weil der Gegensatz fehlt, nur durch

die kräftige Bergluft bewußt wird. Eine thüringer Waldreise ist ewiges Auf- und Absteigen, es sei denn, daß man dem schmalen Gebirgsrücken nachginge, einen Weg, auf den ich demnächst kommen werde.

Kehren wir zurück zu der Gebirgsreihe, welche Mitteldeutschland von Osten nach Westen durchzieht, so scheint der Porphyre des Thüringer Waldes den Übergang zu einer vulkanischen Zone zu bilden. Während in den Sudeten Granit, hier und da mit Sandstein verbrämt, im Erzgebirge Schiefergestein, im Fichtelgebirge wieder der Granit herrscht, verrät die Rhön, die westliche Nachbargruppe des Thüringer Waldes, durch ihre Basaltmassen entschieden vulkanischen Ursprung. Noch deutlicher tritt dieser im Vogelsberge hervor. Auch das rheinische Schieferplateau, das, wie die Geologen sagen, die erste Stätte Deutschlands war, welche aus dem Meer hervorragte, ist nicht ohne vulkanische Beihilfe von dem südlichen Wasser durchsägt worden. Dafür bürgen das vulkanische Gestein, das hier und da den Schiefer durchbricht (Trachyt), und andre Merkmale, wie heiße oder mineralische Quellen. Am deutlichsten aber ist hier die vulkanische Zone im Siebengebirge und in der Eifel (Saacher See) zu erkennen.

Der Zug des Thüringer Waldes. Der Thüringer Wald erstreckt sich in südöstlicher Richtung von dem Dorfe Hirschel, das am Einfluß der Hirschel in die Werra liegt, bis zum Einfluß der Selbzig in die Saale, d. h. bis zu dem reußischen Dorfe Blankenstein. Das ergibt eine Länge von etwa 150 km. Allein die Geographen und mehr noch die Geologen unterscheiden die südöstliche Hälfte und wollen für sie, die lediglich aus Grauwacke besteht und nur Plateauförmigkeit bietet, den Namen des Thüringer Waldes nicht gelten lassen. Für den größern Teil dieser südöstlichen Hälfte ist denn auch der Name Frankenwald ziemlich allgemein angenommen. Übrigens nennt das anwohnende Volk das Gebirge hier wie dort den Wald; erst im Interesse eines weiteren Gesichtskreises wurde er spezialisiert als Thüringer Wald, und als sich die Verschiedenheit des südöstlichen Teiles unabweislich fühlbar machte, bildete man nach der Analogie von Thüringer Wald den zweiten genaueren Namen Frankenwald.

Der eigentliche Thüringer Wald ist ein echtes Kammgebirge und nirgends über 15 km breit, während die Plateaus der Grauwackenregion naturgemäß eine größere Breite einnehmen. Doch ist auch das Kammgebirge nicht eine starre, gerade Linie, sondern, wie die Natur zu bilden pflegt, mehrfach geschweift und gewunden, ohne doch die Richtung zu verlieren. Ludwig Storch, ein geborner Ruhlaer, sagt, die Gestalt des Thüringer Waldes gleiche einem großen grünen Blatt; mitten hindurch ziehe sich der Hauptgebirgsrücken als Hauptrippe; von ihm aus laufen rechts und links die Nebengebirgsrücken mit ihren Verzweigungen als Nebenrippen, und die grünen saftigen Thäler seien das grüne weiche Fleisch des Blattes. „Ja“, fährt er fort, „der Thüringer Wald ist ein schönes grünes Blatt, das sich Deutschland zu Schmuck und Zierde an seine Brust gesteckt hat.“

Der Vergleich ist schön, und man fühlt in ihm den warmen Pulsschlag poesievoller Heimatsliebe; aber er könnte zu dem Glauben verleiten, daß es im Thüringer Walde auch Längenthäler gebe zwischen Haupt- und Nebenrücken. Das ist aber nicht der Fall: es gibt nur Querthäler und darum keinen bedeutenden Fluß im ganzen Gebirge. Besonders kurz sind diese Querthäler am nordöstlichen

Abhänge; denn hier fällt das Gebirge rasch und jäh zur Ebene hinab. Durch diese Thäler brausen die Waldbäche, die der Wanderer oft mehr hört als sieht, weil sie mehr Gefälle als Wasser haben. Die südwestliche Seite des Gebirges dacht sich allmählich ab; darum gibt es dort auch längere, behaglich ausgedehnte Querthäler, aber auch sie bringen ihre Wasserrinnen nicht über die Bedeutung eines Mühlbachs hinaus.

Der Anblick des nordöstlichen Abhanges, wie man ihn von der thüringischen Hochebene, z. B. von der Eisenbahn aus, hat, ist überaus schön. Namentlich wo am nordwestlichen Ende des Gebirgszuges die Eisenbahn nahe an den Bergen vorüberstreift, und diese meist, im eignen Schatten ruhend, groß und dunkel vor uns stehen, finden wir uns unter dem Eindrucke einer ernstesten und doch freundlichen Erhabenheit. Besonders tritt der Inselsberg hervor, der zwar nicht der höchste, wohl aber der schönste von den Gipfeln des Thüringer Waldes ist. Anders ist das an der Südwestseite; da sieht man meist das Gebirge nicht vor den Bergen und Hügeln, die sich davor lagern. Wo man aber die Kammhöhe und ihre Gipfel sieht, steigt der Blick doch an den Linien der Vorberge wie auf einer Leiter von Stufe zu Stufe zu ihnen auf und geht so des mächtigen Eindruckes verlustig.

Der Kamm des Gebirges hat eine mittlere Höhe von 796 m. Darüber erheben sich als die hauptsächlichsten Gipfel, die im Kamm selbst stehen, von Nordwesten angefangen: der Inselsberg 926 m, der Beerberg 984 m, der Schneekopf 970 m und der Finsterberg 946 m hoch. Die drei letzteren Berge liegen in einer Gruppe zusammen und bilden den Knotenpunkt des Gebirges. Aus dem Kamm nach Norden ausspringend liegen in einer dem Kamm parallelen Linie der Mienberg, der Arlesberg, der Nickerhahn (862 m) und der Lange Wurzelberg, die von manchen als Überbleibsel eines früheren Parallelkammes betrachtet werden. Weiter nach Südosten hört die Gipfelbildung auf, es folgen die Plateaus der Grauwacke.

Der Rennsteig. Eine Auszeichnung hat unser Gebirgszug, die er mit keinem andern teilt: das ist der Rennsteig (Rennweg), ein Weg, der, wie die Milchstraße über den ganzen Himmel, so der Länge nach über das ganze Gebirge hinzieht, von Hürschel bis Blankenstein. Er hält sich stets auf der Höhe des Kammes, dessen Windungen er folgt. Von Hürschel steigt er über die Hohe Sonne zum Inselsberg auf, vom Inselsberg führt er zum Großen Beerberg, während er Schneekopf und Finsterberg etwas links liegen läßt. Aber auch wo das Kammergebirge aufhört und der Zug eine mehr westliche Richtung annimmt, weiß er genau die Grenze zwischen nördlicher und südlicher Abdachung zu finden und bezeichnet die Wasserscheide zwischen Saale und Main. Wesen und ursprünglicher Zweck dieses Weges sind viel gesucht und besprochen, aber noch nicht ergründet. Fahrbar ist er überall, nur an dem schroffen Südatthange des Inselsberges nicht. Schon deshalb kann er keine Heer- und Handelsstraße gewesen sein, die man ja ohnehin nicht die Gebirgskämme entlang zu führen pflegt. Man hat sich daher bei der Erklärung zu beruhigen gesucht, daß der Rennsteig ein Grenzweg sei, ein Grenzweg nicht bloß zwischen nordöstlichem und südwestlichem Abhange, sondern auch zwischen den Stämmen hier und dort, den Thüringern und den Franken, und hat diese Erklärung durch die Etymologie

Keinweg für Kennweg zu stützen gesucht. In dieser Auffassung mag denn die heutige Bedeutung des Kennsteigs liegen; aber seinen ursprünglichen Zweck hat man damit wohl weder sachlich, noch sprachlich getroffen. Noch heute stehen Grenzsteine in Menge auf dem Kennsteig, um Gebiets- oder forstliche Grenzen zu bezeichnen; aber Wege werden ja doch nicht zur Scheidung, sondern zur Verbindung angelegt. Die Scheide ist das Gebirge selbst, und das Dasein eines solchen Weges beweist nur, wie ununterbrochen diese Scheidungslinie ist. Wenn es Geschichte wäre, was uns als thüringische Sage berichtet wird, daß jeder Landgraf bei Antritt der Herrschaft mit seinen Vasallen den Kennsteig abreiten mußte, so würde das ein Akt der Besitzergreifung sein, verbunden mit einer Prüfung der Grenze. Wanderungen werden den Kennsteig entlang heutzutage selten unternommen, weil sie im einzelnen nicht lohnend genug sind, namentlich der Abwechslung zu wenig bieten. Der Gedanke der Grenze gibt dem Wege seine Bedeutung; und die Möglichkeit, die sich wiederholt bietet, gleichzeitig rechts nach Franken, links nach Thüringen hineinzuschauen, gibt ihm seinen Reiz. Doch um dieses Reizes willen braucht man ihn nicht abzuwandern; man braucht ihn nur an gewissen Stellen zu überschreiten oder ihm eine Strecke lang zu folgen, etwa von der hohen Sonne bis zur Schmücke, auf welcher Strecke anfangs noch die Berge der Rhön groß und bedeutend in das Auge fallen. An dieser Stelle mag sich Novalis seinen Heinrich von Osterdingen am ersten Tage seiner Weltfahrt auf dem Kennsteig gedacht haben. Nirgends ist es schöner geschildert, wie dieser Blick in das fremde Süddeutschland neben dem Bewußtsein des nachschauenden Thüringerlandes eine heimattreue thüringische Seele berührt. „Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geschaut und die er sich mit sonderbaren Farben ausgemalt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume stand vor ihm; und er sah nach Thüringen, welches er jetzt hinter sich ließ, mit der seltsamen Ahnung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher sie jetzt reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu.“ Die blaue Ferne winkt ihm verheißungsvoll, aber die nachschauende Heimat hält ihn fest; er wendet seinen Blick ihr wieder zu und erfährt es in diesem Augenblick, daß das Endziel jeder Wanderung doch die Heimat ist.

Die alte Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken. So scharf und bestimmt der Rücken des Thüringer Waldes namentlich in seiner nordwestlichen Hälfte gezogen ist, so ist doch das ganze Gebirge zu schmal, um nicht leicht überschreitbar zu sein und für sich selbst eine Völkerscheide zu bilden. Es gehört heutzutage zu den wegsamsten Gebirgen Deutschlands. Aber auch in altgermanischer Zeit hatte es nicht hindern können, daß das Thüringische Reich sich nach Norden bis über den Harz, nach Süden bis nahe an die Donau erstreckte. Selbst als es im Anfange des 6. Jahrhunderts den nördlichsten Teil an die Sachsen, den südlichen an die Franken verlor, behielt es am Südschwanze des Thüringer Waldes noch Besitzungen, die erst 785 oder 786 infolge einer Verschwörung, die thüringische Grafen gegen Karl den Großen angestiftet hatten, verloren gegangen sind. Freilich scheint damals schon die Südseite als die fränkische Seite betrachtet worden zu sein; denn Einhard

spricht in seinen Annalen von einer Verschwörung der Ostfranken, zu denen er offenbar den Grafen Hardrat, den Anstifter der Empörung, rechnet. Da aber die ganze Auflehnung gegen die fränkische Oberherrschaft gerichtet war, und Hardrat insbesondere sich nicht zwingen lassen wollte, seine Tochter einem fränkischen Grafen zum Weibe zu geben, so ist es fast unzweifelhaft, daß die Empörer Thüringer waren. Hardrat und seine hauptsächlich Mitschuldigen wurden bestraft und ihre Güter eingezogen. So erst scheint durch eine politische Maßregel der Kamm des Thüringer Waldes zu der Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken geworden zu sein. Vielleicht erklärt sich hieraus, daß noch jetzt das Volk auf der Nordseite des Gebirges sagt: „draußen in Franken“; das Volk am Südfuß: „drinnen in Thüringen“. Die Franken waren das herangedrungene fremde Element draußen, Thüringen blieb auch denen am Südfuß noch die Heimat, gleichsam das Vaterhaus drinnen.

Als dann unter Ludwig dem Deutschen Thüringen sich in die Frankenherrschaft gefunden hatte, wurde es eben darum ein selbständiges Glied des Reiches, indem es einen Markgrafen erhielt, der die Kraft des Landes zusammenfassen und richten sollte gegen die benachbarten Slaven. Dadurch wurde die Scheidung von den Bewohnern der fränkischen Seite vollendet, und die beiderseitigen Bevölkerungen entfernten sich durch ihre Entwicklung allmählich voneinander, da auf der südlichen Seite natürlich das thüringische Element vom fränkischen aufgesogen oder überwachsen wurde. Auf dieses machten sich später bayrische oder schwäbische Einflüsse geltend, während Thüringen von Sachsen angezogen wurde; so bildete sich der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland, und seine scharfgezogene Grenze war der Kamm des Thüringer Waldes. Endlich, als, begünstigt durch die im Westfälischen Frieden ausgesprochene Selbstständigkeit der Reichsglieder, Brandenburg-Preußen aufhörte, ein gehorsamer Reichsstand zu sein; als es durch Befolgung einer eignen Politik sich neben Österreich stellte, da mußten die norddeutschen Gebiete allmählich seiner Führung anheimfallen, während Süddeutschland unter österreichischem Einfluß blieb. Dieses Süddeutschland, welches, ohne selbst Österreich zu sein, nach alter Gewohnheit der Reichsglieder mit Österreich ging, also Südwestdeutschland, erhielt seitdem den Namen „das Reich“. Mit der Reichspolitik war es ja zu Ende, Österreich hatte sich längst auf seine eignen Ziele gerichtet, und so blieb Südwestdeutschland dem Namen nach der letzte Rest einer ehrwürdigen Vergangenheit. Der Thüringer Wald war also auch die Grenze zwischen dem preußischen Machtgebiet und dem „Reich“.

Trotz alledem hat diese Scheidelinie keine völlige, keine dauernde Trennung zu bewirken vermocht. Das beweist die neueste Geschichte. Preußen reichte zuerst die Hand hinüber und lud ein zum Zollverein im Jahre 1834, und das Reich wies die Hand nicht zurück. Dann, als im Jahre 1870 der böse Nachbar im Westen dem Könige von Preußen den Handschuh hingeworfen hatte, nahm ihn Alldeutschland auf, und nach einer glänzenden Reihe gemeinsam erfochtener Siege bot das „Reich“ die Hand zur Wiederherstellung des Kaisertums, und Preußen hielt die Bruderhand fest.

Und so mag denn als Volkesscheide der Thüringer Wald nie wieder etwas anderes sein, als die schönste Narbe von dem voreinst notwendigen Bruch zwischen Preußen und Österreich, zwischen Preußen und dem Reich!

Rudolstadt und die Heidecksburg. Rudolstadt ist, wenn man dem Chronisten Spangenberg glauben darf, von Herzog Rudolf gegründet worden, welchem König Dagobert den südlichen Teil des alten Thüringens verliehen hatte. Eine Burg und ein Bollwerk gegen die Sorben sollte es sein, die Herzog Rudolf aus der Landschaft zwischen dem Thüringer Walde und der Saale zurückgedrängt hatte; und so war Rudolstadt ein Glied in der Kette von Burgen, welche sich die Saale entlang zog und den räuberischen Sorben die Überschreitung des Flusses wehren sollte. Ramburg, Dornburg, Drlamünde, Rudolstadt, Saalfeld — von allen diesen Orten läßt es sich mehr oder minder erweislich behaupten, daß sie ihre Entstehung der Sorge vor der sorbischen Nachbarschaft verdanken. So mag denn, wie für Saalfeld die Sorbenburg, so für Rudolstadt die Heidecksburg, die über der Stadt an der Waldecke liegt, der ursprüngliche Kern gewesen sein, an den sich die Stadt in allmählicher Gestaltung angefügt hat.

Ist es Zufall oder geschichtliche Konsequenz, daß die Wohnstätten, welche einst in alter kriegerischer Zeit aus dem Bedürfnis des Schutzes und der Abwehr heraus gewählt und gegründet sind, unser Auge besonders anmuten? Die Burgen auf den Höhen, Venedig in seinen Lagunen — sie sind uns zur Augenweide geworden; zur Augenweide selbst für diejenigen, denen der Durchblick auf den geschichtlichen Hintergrund völlig abgeht. Freilich, der wunderbare Widerspruch, daß Menschenwohnungen den Elementen preisgegeben sind, fällt jedem in die Augen; aber erst wer darüber nachdenkt und nachforscht, gelangt dahin, daß sich ihm das äußere landschaftliche Bild geschichtlich verklärt.

Die geschichtlichen Erinnerungen, die an einem Orte haften, bilden überhaupt, sozusagen, sein Inneres, seine Seele, und der Wanderer wird gut thun, die Begrüßung dieses *genius loci* nicht zu versäumen; nur so erschließt sich ihm der ganze Inhalt solcher begnadeten Stätten zu erhebendem Genuß.

Die Heidecksburg liegt schön und stattlich 62 m hoch über der Stadt. Aber man sollte sie nie ansehen, ohne der Gräfin Katharina zu gedenken und ihrer landesmütterlichen Energie. Schiller erzählt: „Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauegarde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andre Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saale schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersehen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, mit ihren besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.“

Mittlerweile näherte sich der spanische General (Herzog Alba), von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde

geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Gilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die Spanier Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem Armsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen.



Schloß zu Rudolstadt.

Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiderte ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Anfälle nicht zu verhüten wären. „Das wollen wir doch sehen“, antwortete sie aufgebracht. „Meinen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott — indem sie drohend ihre Stimme anstrebte — Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten.

Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben: was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei letzterem wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.“

So weit Schiller, der sehr recht thut, wenn er die Gräfin Katharina eine Mutter ihres Landes nennt. Denn das war sie; und sie hat es nicht bloß durch Fürsorge für Hab und Gut ihrer Unterthanen, sondern auch für deren Seelenheil bewiesen. Das Werk der Reformation, das ihr verewigter Gemahl begonnen, hat sie fort- und durchgeführt und manchem, der um des Glaubens willen verfolgt wurde, Schutz gewährt oder fortgeholfen. Den Pfarrer Aquila aus Saalfeld, der des Kaisers Interim von der Kanzel herab verworfen hatte, und auf dessen Kopf deshalb ein Preis von 5000 Gulden gesetzt war, hat sie so lange in der Heidecksburg verborgen gehalten, bis die Gefahr vorüber war. Vielleicht mag man sagen, eine Frau erkenne und ermesse die Gefahr weniger, der man sich durch Zuwiderhandeln gegen die weltbeherrschenden Mächte aussetzt; immerhin aber macht gerade dies gefühlsichere und dabei siegreiche Auftreten Katharinas den erfreulichsten Eindruck. Nicht bloß ihr Ländchen, nein, das protestantische Deutschland ist ihr ein dankbares Angedenken schuldig.

Schiller in der Glockengießerei zu Volkstedt. Neben das vorstehende Bild thatkräftigen Handelns stellen wir ein Dichterbild, das, sinnender Betrachtung hingegeben, Rudolstadt und das naheliegende Dorf Volkstedt in einem glücklichen Abschnitt seines Lebens bewohnt hat, das Bild Friedrich Schillers. Es war eine Art von Schiffbruch, aus dem sich Schiller nach Weimar und demnächst nach Rudolstadt rettete. Hier ward ihm Frieden für sein Herz; denn in dem Hause der Frau von Vengefeld fand er, zumal in den beiden Töchtern, ein echt weibliches Verständnis für sein Wesen und Streben, ein Verständnis, das ihn tief beglückte, ohne ihn zu beunruhigen. Hier fand er daher auch Ruhe für seine Arbeiten, durch welche er der Welt seine Fähigkeit und seinen Beruf darthun sollte. Hier endlich fand er die gedankenreiche Muße, die „geistreiche Einsamkeit der Natur“, die ihm an Leib und Seele wohl- und auch so noththaten. In solchen Zeiten bewegter Ruhe sind die Sinne der Wahrnehmung offen, ist die Seele reich an glücklichen Gedanken. So ist hier manches in Schillers Geiste gekeimt, was erst später bedeutend ans Licht getreten ist. Besonders tritt das Lied von der Glocke hervor, zu dem Schiller der Gedanke in Volkstedt oder in der Rudolstädter Glockengießerei kam. Also im Jahre 1788 schon regte sich der Keim in seiner Seele, der erst 1799 zur Ausgestaltung und zur

Blüte kam. Wiederholte Betrachtung der Glockengießerarbeit hatte Schiller den sinnbildlichen Gehalt erschlossen, der in dem Werden der Glocke, wie in der Glocke selbst liegt; er betrachtete unter diesem Bilde das menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe und krönte die Reihe seiner kulturhistorisch didaktischen Gedichte mit diesem einzig dastehenden Meisterwerke.



Katharina von Schwarzburg bedroht den Herzog Alba.

Das Schwarzathal. Wenn man das freundliche Rudolstadt verläßt, um ins Schwarzathal zu wandern, muß man sich auf einen Gegensatz gefaßt machen. Franz Kugler singt von der Saale hellem Strande, und so ist denn auch bei Rudolstadt das Saalthal hell und freundlich; Wiesen und Felder haben Raum zwischen Berg und Fluß, und zahlreiche Dörfer mit hellen Wänden und roten Dächern machen lebensvollen und reichen Eindruck. Wer jemals auf der Justinushöhe bei Rudolstadt oder gar auf dem Zeigerheimer Berge oder auf dem Greifenstein bei Blankenburg gestanden hat, wird mir recht geben.

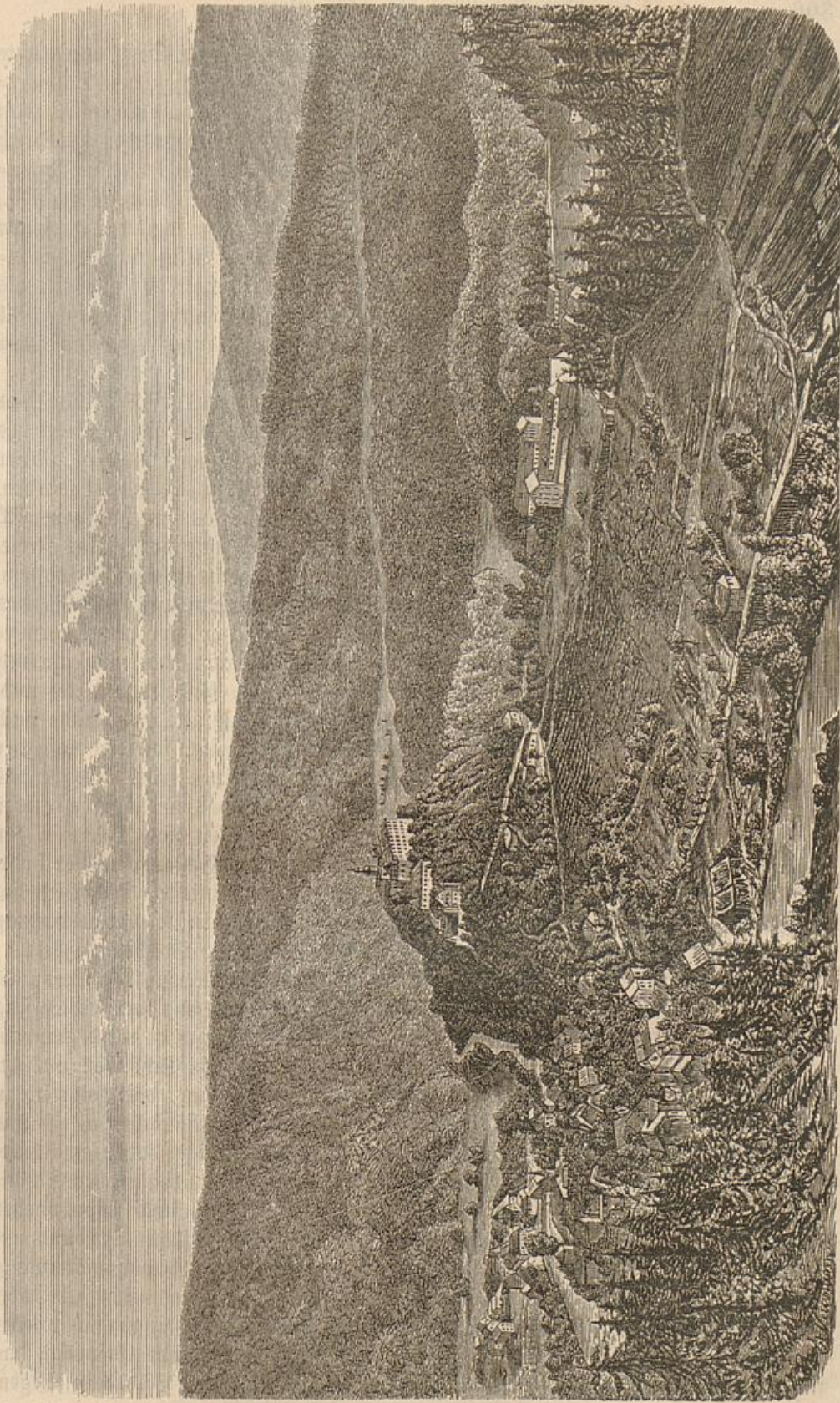
Beim Schwarzathal ist das alles anders. Fassen wir es zuerst aus der Ferne ins Auge, etwa vom Greifenstein aus, so bieten uns keine Waldhänge

allerdings einen stattlichen Anblick. Die Thalränder heben sich unmittelbar aus der Ebene gleich zu bedeutender Höhe und verlieren sich dann nach geringer Gipfelung in das Plateau. Dadurch entsteht der Eindruck des Massigen, der gewissermaßen veredelt wird durch eine eigne samtartige Schwärze, mit welcher der Nadelwald Hang und Gipfel überzieht. Das erinnert an den Schwarzwald, an den Harz; drunten sieht man den Weg ins Thal sich hineinziehen, und rasch ist man bereit, auch hineinzutauchen in diese Gebirgsmajestät.

Am Eingange in das Thal liegt das Gasthaus „Der Chrysopras“, zehn Minuten weiter ein zweites „Weidmannsheil“, jetzt der „Norddeutsche Hof“ genannt; und endlich in der Mitte des Thales die Oppelei, ein Wildwarterhaus im Schweizerstil, das auch Erfrischungen zu reichen befugt ist. Übrigens ist zwischen Berg und Fluß nur Raum für eine Chaussee, die auch stellenweise noch erst dem Felsen hat abgewonnen werden müssen. Denn anfangs treten auf der rechten Seite — wir gehen flußaufwärts — noch einige Felsen bedeutend hervor und bilden eine erwünschte Abwechslung an den übrigens recht gleichmäßigen und waldüberfluteten Abhängen. Weiterhin hört alle Einzelgestaltung auf; nur die Windungen des Thales und die Luftperspektive, die schon von fern den Fortgang des Thales verrät, bringen Abwechslung. Da war es denn ein glücklicher Gedanke, als der Fürst von Rudolstadt in seinem Saugarten oben am Bergrande ein Jagdhaus in Gestalt eines zinnengekrönten Turmes erbauen ließ. Dieser Turm erfreut den Thalwanderer außerordentlich; man ahnt gar nicht, wie unbedeutend der Turm erscheint, wenn man an seinem Fuße steht; vom Walde umgeben und halb verdeckt, scheint er ein Schloß, wohl gar eine alte Schloßruine zu verraten.

Schloß Schwarzburg. Wer gebirgshungrig aus der Ebene kommt, wird vom Schwarzathal im höchsten Grade befriedigt, ja überwältigt werden. Wenn er dann aber seine 2—3 Wegstunden thalaufwärts gewandert ist und sich das Thal vor seinen Blicken zu einem Kessel, zu einer wohlumrahmten Bildfläche erweitert, dann erkennt er, daß das Schwarzathal doch nur der Weg zum schönen Ziele gewesen ist. Denn vor ihm liegt Schloß Schwarzburg auf einem Hügel, der sich mitten aus dem Thalkessel erhebt, auf drei Seiten von der Schwarza umflossen, von den Flußwiesen umschlungen und im Hintergrunde von dunkeln Waldbergen überragt.

Die Schwarzburg ist sehr alt, denn sie ist ohne Zweifel auch zur Abwehr der Sorben erbaut, und es entspricht durchaus der Wahrscheinlichkeit, wenn wir mit den Lokalgeschichtschreibern annehmen, daß sie zu einer Zeit angelegt wurde, als die Sorben noch eine große, oft nicht abzuweisende Gefahr für diese Gegenden waren. Das führt uns in die Zeit vor Karl dem Großen; jede genauere Bestimmung dürfte gewagt sein. Ein Graf von Schwarzburg wird zuerst im Jahre 1123 in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Mainz genannt. Derselbe Graf nannte sich aber auch noch von Kevernburg und von Thüringen. Es ist Sizzo III., der auch der Gründer des benachbarten Sitzendorf gewesen sein soll. Durch Teilung des Erbes entstand dann eine besondere schwarzburgische Linie. Als diese sich teilte, ist Schwarzburg lange Zeit im gemeinsamen Besitze zweier Linien gewesen, doch so, daß neben gewissen gemeinsamen Räumen das Haupt jeder Linie seinen bestimmten Bereich hatte.



Schwarzburg, vom Trappstein aus gesehen.

Noch kurz vor dem Erlöschen dieser besonderen Schwarzburger Linie veranlaßte die Aussicht auf die Erbschaft eine gar grimmige Fehde zwischen den Schwarzburger Vettern, eine Fehde, die um so blutiger wurde, als sie zusammenfiel, man könnte sagen zusammenfloß mit dem sächsischen Bruderkrieg zwischen Friedrich dem Sanftmütigen und seinem Bruder Wilhelm. Als im Jahre 1451 zu Raumburg die Ausöhnung stattfand, war der letzte Schwarzburger, Günther XXXII., bereits das Jahr zuvor gestorben, und im Jahre 1453 traten seine rechtmäßigen Erben, die Grafen zu Arnstadt und Lautenberg, in den Besitz von Schwarzburg. Auch sie teilten es wieder oder besaßen es gemeinschaftlich; und erst als endlich mit Philipp II. die Schwarzburg-Lautenbergische Linie im Jahre 1564 ausgestorben war, fiel Schwarzburg ungeteilt an die Blankenburg-Arnstädter Grafen, die Ahnen des jetzigen Rudolstädter Fürstenhauses.

Wie das Schloß jetzt vor dem Auge des Beschauers steht, verrät keine Spur mehr seine althistorische Bedeutung. Der Kaisersaal mag das älteste Stück des Baues sein, denn er ist von dem Schloßbrande 1726 verschont worden. Aber dieser Kaisersaal ist ja doch wohl erst zu Ehren Kaiser Günthers gebaut worden.

Wer die anderweitigen Sehenswürdigkeiten des Schlosses kennen lernen will, etwa die Rüstkammer, der gehe selbst hinein; meine Feder sehnt sich ins Freie, nach dem schönsten Blick auf Schwarzburg, und den hat man vom Trippstein.

Der Trippstein ist ein Felsen, der über der Schwarza auf der Höhe des Thalrandes aus dem Tannenwalde, dem „Tännig“, wie er hier heißt, hervorragt. Da er den schönsten Blick auf Schwarzburg gewährt, hat man ihn mit einem Borkenhäuschen gekrönt, das dem Betrachter eine Ruhestätte bietet und, da es den freien Raum zwischen dem Gewölde ziemlich ausfüllt, dem Bilde noch den Vorschub leistet, daß es nicht erst stück- und stufenweise, sondern nach der Öffnung der Thür sogleich ganz und überraschend ins Auge tritt. Es ist das klarste, abgerundetste Landschaftsbild des Thüringer Waldes, welchem wir hier gegenüberstehen. Im Vordergrunde die Schwarza, Wiesen und Dorf; in der Mitte das Schloß auf seiner schöngeformten Hügelwelle; im Hintergrund der hohe, dunkle Bergabhang, der fast im Halbkreise den Thalkessel schließt. Das Bild hat zwar keine Ferne, es bietet nichts, als was sein Rahmen umschließt; aber es vermag eben dadurch zu befriedigen, zu entzücken, und das ist seine Vollkommenheit.

Wie gern möchte ich für alle, die es nicht gesehen haben, die Schönheit dieses Bildes mit Worten malen. Aber das geht ja nicht an; wer es Lessing nicht glauben will, der thue einen Blick in die Reisebücher, und er wird glauben. Aber Lessing sagt: man stelle die Wirkung dar, welche die Schönheit ausübt, und man wird die Schönheit selbst dargestellt haben. Nun, das kann ich in diesem Falle aus eigenster Erfahrung. Ich saß im Borkenhäuschen allein und in Betrachtung versunken; da hörte ich durch den „Tännig“ daher eine laute lustige Gesellschaft kommen. Die Gesellschaft hatte keinen Glauben an den Schönheitsgenuß, der ihr verheißen war; die lauteste Stimme spottete schon vorher über das elende Bild, das man haben werde. Da ging die Thür auf, und mit einem „Dommer—“ stand der laute Mann an der Schwelle. Gewohnheitsmäßig kam ihm das häßliche Wort auf die Lippe; aber er brachte es nicht zu Ende, und die mit ihm waren, standen gleich ihm stumm; und als die Zungen sich wieder lösten, da war es nicht zum Fluchen, nein, ich kann sagen, unser Gespräch, das sich erst schüchtern knüpfte, gedieh unter dem Eindruck dieses Bildes in Segen.